

Mein Weg zum Me(e)hr

Ein Roman von Skylar

Telefon:

E-Mail:

6 Seite(n)

1829 Wörter

9086 Zeichen

I. Kapitel

1 Der Einstieg

Ich befreite mich vom Alltag, den Schlägen, der Pein, dem Druck und den Misshandlungen durch meine Stiefmutter Evelyn hauptsächlich, durch meinen Halbbruder Candy (ein halbes Jahr älter als ich) und durch die meines leiblichen Vaters Hans, der meist den ganzen Tag arbeitete.

Der Sommerwind strich über die Haut und in mir stieg eine unbändige Sehnsucht nach mehr auf. Der Geruch von Sonne und Gras lag in der Luft. Das hastige Treten in die Pedalen meines Fahrrades war wie eine Erleichterung. Ich reagierte mich ab an ihnen. Ich verlor mit jedem Kilometer auf dem Weg zu Oma Frust, Schmerz und Kummer. Ich gewann dafür Tritt für Tritt mehr Energie und Vorfreude.

Während ich die Straße hinab rollte und bergauf voller Inbrunst in die Pedalen trat, um schneller zu Oma zu kommen, hämmerte das Blut gegen die Schläfen. Die ganze Aktion bringt mir wieder Schläge und Beschimpfungen ein, so meine Eltern davon erfahren. Draußen zu sein, bedeutete Freiheit für mich. Meist verboten es mir die Eltern oder ich traute mich nicht zu fragen, ob ich es dürfe.

Die Zeit war knapp und ich wollte bei Oma Inge (Mutter meines Vaters) sein, wollte sie genießen, wollte ihr lauschen. Bei ihr hatte ich das Gefühl, sie kenne die Strukturen zuhause und sieht in mir mehr als das missratene Kind. Außer Atem lehnte ich das Rad an die Hauswand des Mietshauses, in dem Oma seit Ewigkeiten wohnt. Ich klingelte und stürmte hinauf in den ersten Stock. Oma lebte allein.

Ihr Mann, Opa Erwin (Evelyns Vater), starb an einem Herzinfarkt. Ihn mochte ich nicht wie Oma Inge. Er stand auf der Seite meiner Mutter und war stets ihrer Meinung. Ich erinnere mich, dass ich von Opa eine so derbe „Ohrfeige“ bekam, dass ich umfiel. Er hat mich regelrecht aus den Latschen gehauen. Als er starb, weinte ich nicht. Es berührte mich kaum. Das hat mir meine Mutter Tage darauf vorgewor-

fen und mich beschimpft. „Wie kann man nur so kalt sein wie du?“ :brüllte sie mich an. „Du bist kein normales Kind!“ Damals war ich ca. 12 Jahre alt. Als Opa nicht mehr da war, signalisierte Oma mir, dass ich zu ihr kommen könne, natürlich heimlich. Oma wohnte 5 km von unserem Dorf entfernt in der nächsten Stadt.

„Willst du etwas essen?“ :fragte Oma, als ich schnaubend in der Küche stand. „Nein, wir haben doch schon gegessen, Oma.“

Zuhause sitzt Vater links von mir an einer Stirnseite, rechts von mir Candy, die Eltern sitzen sich gegenüber. Jede Mahlzeit am Küchentisch ist für mich eine Qual. Zuerst decken mein großer Bruder und ich den Tisch ein. Es musste penibel sein. Mein Vater wollte die BrotScheiben dicker geschnitten haben als meine Mutter. Die scheiben wurden im Brotkorb sauberlich getrennt. Wenn wir fertig waren, gab einer von uns im Wohnzimmer Bescheid. Ich begab mich in einen Modus des Wettkampfes. Jetzt hieß es durchhalten. Jede meiner Bewegungen könnten meinen Vater animieren, mir auf den Hinterkopf zu schlagen. Seine Laune stand im Fokus meiner Beobachtung. Ich sitze mit nach vorn geneigtem Kopf am Tisch und vermeide es, jemandem anzusehen. „Glutz auf dein Essen!“ :tönt es aus Vaters Mund, gefolgt von einem Hieb seiner Rechten auf meinen Kopf, sodass oft meine Brille auf dem Brettchen oder Teller landete. Dafür gab es dann gleich den nächsten Schlag. Ich heule und fummel hastig meine Brille aus dem Essen. Wenn ich aufstehe, um die Brille mit Wasser zu säubern, wird er wütender. Setze ich sie verschmutzt auf, sähe das Ergebnis ähnlich aus. Ich stecke in der Zwickmühle. Egal, wie ich mich entscheide, ich werde es falsch machen. Da die Brille auf der Nase rutscht, weil mein Gesicht nass von Tränen ist, muss ich sie durch einen unscheinbaren Tip auf der Nase richten. Ohne Vorwarnung setzt es die nächste. „Mach, dass du isst!“ Es ist ein Teufelskreis. Die Tränen rinnen über mein Gesicht, die Nase läuft. Ein Taschentuch ist nicht in Sicht. Zusätzlich konzentriere ich mich darauf, richtig zu essen. „Richtig“ essen bedeutet in unserem Haus, dass ich mindestens zwei Scheiben Brot essen muss. Dies wäre auch kein Problem, wenn ich den Belag wählen dürfte. Ich mag Leber-

wurst. Jedoch darf ich die nur essen, wenn genug davon da ist. Mutter mag sie ebenfalls und hat ein Vorrecht. Ist in den Augen meiner Eltern nicht mehr viel übrig, sollte ich es nicht wagen, es anzurühren. Ich beschränke mich darauf, Belag zu wählen, den keiner wählt, weil er weniger frisch ist. Dabei sollte ich nicht den Vorlieben meines Vaters in die Quere kommen. Leberwurst gibt es auf meiner Scheibe Brot, wenn meine Eltern gut gelaunt sind, sie reichlich vorhanden ist oder wenn sie „weg muss“. Ich benötige unter diesen Umständen für die Hälfte meiner Mahlzeit ca. 20 Minuten. Manchmal dauert es länger, je nach dem, was ich essen muss. Alle am Tisch unterhalten sich. Ich speichere jedes Wort und hoffe, dass sie mich nicht mehr wahrnehmen. Ich schweige, reden ist mir untersagt, außer ich werde gefragt. Meine Muskeln in Armen und Oberkörper sind versucht, zu entkrampfen. Ich lausche den Worten und schöpfe etwas Mut und gestatte es meinem Körper ein wenig locker zu lassen. Meine Schultern sacken tiefer. „Setz dich gerade hin!“ :brüllt mich die Stimme von links an begleitet von einem Schlag. Ich lasse vor Schreck die Brotscheibe auf den Tisch fallen. *Jetzt ist es aus*, denke ich. Er kommt in Fahrt und seine Rechte hört nicht auf, auf mich einzuschlagen.

Oma dreht sich zum Vogelkäfig um und öffnet ihn, um ihren Wellensittich herauszulassen. Sie füllt eine Schale mit Wasser und balanciert sie zum Tisch. Sie setzt sich auf den Stuhl an der Stirnseite, es ist Omas Platz. Voller Spannung husche ich auf das Kanapee, welches zwischen Küchentisch und Wand steht. Es dauert keine Minute und Walli sitzt auf ihrer Schulter. Er knabbert am Ohr und es klingt, als wolle der kleine Herr eine Diskussion anzetteln. Er tänzelt auf der Schulter hin und her, dabei quasselt er ununterbrochen. Die Schale mit Wasser kennt er und es scheint, als sei es ein heiliges Ritual, eine Art Tanz ins Nasse. Er hält inne und kurz darauf steht er mitten im Wasser. Ich schaue dem Treiben mit großen Augen zu und vergesse alles um mich herum. Ich bin hier sicher. Hier möchte ich bleiben. Walli badet ausgiebig. Er schlägt wild mit den Flügeln und verteilt Wasser auf dem ganzen Küchentisch. Oma bleibt nicht trocken und ich lache. Nachdem mehr Wasser auf dem

Tisch als in der Schale ist, beendet Oma das Ritual. Sie erklärt Walli, dass jetzt Schluss sei mit der Sauerei und er sich putzen soll. Er widerspricht lautstark und fliegt seine Bahnen durch den Raum. Die Gardinenstange ist sein Lieblingsplatz. Oma fängt an, ihn zu rufen. Sie steht am Käfig. Walli ist ein lieber Kerl und lässt nicht lange auf sich warten. Er steuert den sicheren Hafen auf Omas Schulter an und hüpfte brav ins Bett. Sie legt die Decke über den Käfig und nach ein paar Minuten ist Ruhe.

Manchmal erzählt mir Oma „geheime“ Dinge. Erst beantworte ich alle Fragen. „Wie gehts Mutti und Vati? Was macht Candy? Wie läufst in der Schule? Die Antworten sind immer die Gleichen. „Es geht ihnen gut. Candy gehts auch gut. Schule läuft auch gut.“ Dann redet Oma oft von Evelyn. Sie regt sich auf. Oma weiß, wie sie mich behandelt, weint oft, wenn wir darüber sprechen. Traurigkeit senkt sich wie ein schwerer Nebel über uns. Ich falle ihr um den Hals. „Nicht weinen Oma. Ich hab dich lieb!“ Sie wischt mit einem Stofftaschentuch ihr Gesicht. In ihren Augen sehe ich Verzweiflung und Ohnmacht. „Ich kann nichts machen.“ :stockt sie. Erneut rinnen Tränen über ihre Wangen. Ich will nicht, dass jemand meinetwegen weint und dennoch schenkt sie mir damit Trost. Eine Weile später beruhigt sich Oma wieder. Sie erzählt mir Ereignisse aus meiner frühesten Kindheit, an die ich mich nicht erinnere. „An dem Tag, als deine Mutter starb, das weiß ich noch, hat Evelyn schon gewartet, dass dein Vater nach der Beerdigung gleich zu ihr zieht.“ Ich höre ihr jedes Mal gespannt zu und sauge alles auf. „Deine Mutter hat sich vergast, weil Hans sie mit Evelyn betrog. Das war ein abgekartetes Spiel.“ Wenn Evelyn von meiner Mutter sprach, klang es anders. „Sie hat dich und deinen Vater im Stich gelassen!“ :schrie sie. „Nichtmal deine eigene Mutter wollte dich! Sie hätte dich sogar getötet, wenn nicht dein Vater nachhause gekommen wäre und dich aus deinem Bettchen geholt hätte! Du warst im Zimmer nebenan, während sie den Gashahn vom Backofen aufgedreht hat!“ Diese Worte erreichten mein Herz nicht. Je länger sie herumschrie, desto stärker setzte sich der Gedanke fest, dass es nicht stimmte. „Als ich dich auf-

genommen habe, muss ich geistig umnachtet gewesen sein!“ Ich schwieg und weinte, sie schrie sich in Rage.

Oma tat mir leid. Mir war klar, dass ich nichts verlangen konnte. Ich nahm das dankbar an, was sie mir entgegenbrachte. Ich zehrte von den Frühabenden bei ihr bis Candy den Eltern eines Tages erzählte, dass ich ohne ihr Wissen zu Oma gefahren bin. Es folgte die übliche Strafe. Neben Prügel und Psychoterror gab es Hausarrest auf unbestimmte Zeit. Andere Formen der Bestrafung waren: Einschluss im Keller, tagelang im Bett bleiben, im Winter mit Schlafanzug bekleidet im Hof stehen, meinen Kopf unter Wasser drücken oder den Kopf festhalten und mir die Dusche ins Gesicht halten. Ich bevorzugte es, mein Bett nicht verlassen zu dürfen. Es war keine Strafe für mich. Ich war froh, allein zu sein, in meinem kleinen Reich bleiben zu dürfen. Hier konnte ich lesen oder vor mich hin träumen. Ich las die wenigen Bücher, die ich hatte, mehrmals. Sogar meine Schulbücher las ich. Unter meinem Bett lagerten in alten Koffern Evelyns Unterlagen aus ihrem Studium. Sie hatte es abgebrochen. Mathematikmitschriften versuchte ich zu lesen. Die Schrift gefiel mir. Wenn es dämmerte, schlief ich ein. Ein Ohr hörte stets auf die Geräusche im Erdgeschoss. Sobald sich jemand der Treppe näherte, musste alles verschwunden sein und ich im Bett liegen. Niemand durfte erfahren, dass ich hier oben in meinem Reich Geborgenheit vorfand.

Die wenigen Abende, die ich mit Oma Inge allein verbringen durfte, hege ich bis heute wie einen Schatz. Sie war ebenso eine Gefangene in dieser Familie wie ich. Mein Vorteil war das Alter. Ich bin ausgebrochen und habe diesen Menschen den Rücken gekehrt. Diese Chance hatte sie nicht mehr. Als mein Sohn Dennis im September 1994 zur Welt kam, rief ich Oma nach Jahren der Stille an und erzählte ihr, dass sie Uroma geworden sei. Sie klang heiter und erkundigte sich nach uns. Ich schlug vor, wir kämen sie besuchen. Ich wollte ihr Dennis vorstellen. Sie stockte und mit betretener Stimme riet sie mir davon ab. Sie sei seit langer Zeit sehr krank und ist auf die Hilfe meiner Eltern angewiesen. Sie wolle sich nicht mit ihnen zerwerfen.

Dennis hat den einzig lieben Menschen aus dieser Familie nicht kennenlernen dürfen. Darum weine ich bis heute.